VIRGINIA MENDOZA

DIE SUCHE NACH WASSER

EINE MENSCHHEITS-GESCHICHTE

INSEL

Virginia Mendoza

DIE SUCHE NACH WASSER

Eine Menschheitsgeschichte

Aus dem Spanischen
von Maria Meinel

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
La sed. Una historia antropológica (y personal) de la vida en tierras de lluvia escasa bei Debate, Madrid.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die Förderung ihrer Arbeit mit einem Stipendium.

Erste Auflage 2025
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025
© Virginia Mendoza, 2024
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München
Umschlagabbildung: Ashlee Jenna Gillespie, Smith River
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-64483-5

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@insel-verlag.de
www.insel-verlag.de

DIE SUCHE
NACH
WASSER

Für Dani,
der mich wieder zum Schreiben brachte

Für eine Großmutter Francisca,
die hier in der Vergangenheit und in der
Gegenwart erscheint und die letzte Frage
unbeantwortet ließ

Für meine Eltern und meinen Bruder,
mit denen ich den Durst teilte

Im Gedenken an Fati und Marie, Mutter und Tochter,
die in der libyschen Wüste verdursteten,
als ich dieses Buch vollendete

INHALT

Prolog 9

I DIE REISE DES DURSTS

1 Himmelsspeck 31
2 *Homo sitibundus*: Die große Reise 64
3 Wasser erfahren (und erfassen) 83
4 Auf den Regen warten 95
5 Unter trockener Erde 127

II DEN REGEN KONTROLLIEREN

6 Die Hörner des Himmels 167
7 Und Gott stieg herab zur Erde 199
8 Der Regenmacher 219
9 Durst, Aufruhr, Sakrileg 244
10 Füße auf dem Boden, Blick nach oben 272

Epilog – Exodus der Durstigen 296
Bibliographie 321
Danksagungen 330

Von welcher Urwüste bist du Erinnerung
dass du dürstest und in Wasser dich verzehrst
und deinen toten Leib gen Weltenall erhebst
als fiele dein Wasser vom Himmel?

Alfonsina Storni

Die Männer befeuchteten sich die Lippen,
sie wussten um ihren Durst.
Alle befiel ein leichtes Grauen.

John Steinbeck

»Mein Wort, lieber Herr, das Gras kann nur bedeuten,
dass nahebei ein Bach sein muss oder eine Quelle,
die das Gras bewässert. Lasst uns ein Stück weiterziehen,
dann kommen wir bestimmt an eine Stelle,
wo wir den Durst stillen können, der uns so schrecklich plagt,
denn der quält zweifellos noch mehr als jeder Hunger.«

Sancho Panza

Natürlich gibt es Gott.
Er ist weiblich
und heißt Regenwolke.

Gustavo Duch

Prolog

> Noch war nicht genügend Zeit vergangen, da merkte ich, dass ich durstig war, aber kein Wasser dabei hatte. Ich wollte eine Weile warten, bevor ich auf die Suche ging, doch dann erinnerte ich mich, dass es Dinge wie Durst, Tod oder Liebe gibt, denen man nicht entrinnen kann; früher oder später würde ich gehen müssen.
>
> Núria Bendicho Giró,
> *Tierras muertas*

Weder möchte, noch kann ich jenen Ort in La Mancha vergessen, an dem ich den Durst kennenlernte. Im Hof meiner Großeltern mütterlicherseits wartete eine von Töpfen und Schöpfkellen umringte alte Wanne auf den Regen. Die Wasser des nahen Flusses Villanueva wurden knapp und erreichten nicht mehr die Gärten und Felder von Villanueva de la Fuente (Provinz Ciudad Real). Manche Bauern verloren die Ernte, eine Frau musste gar ihre Kühe verkaufen. Auch die Trinkwasserversorgung war in Mitleidenschaft gezogen. Der Grundwasserleiter 24 (der vom Campo de Montiel), der den Fluss speiste, lag praktisch trocken. Obwohl den Bauern gesagt wurde, dass der ausbleibende Regen daran schuld sei, ahnten sie seit geraumer Zeit, dass da noch anderes im Spiel war. Inmitten der Trockenheit, während die eigenen Feldfrüchte verdorrten, wuchsen auf den fast eintausend Hektar Land eines Herzogs dank einer modernen Bewässerungsanlage prächtige Maiskolben heran. Im August 1987 organisierten die Einwohner von Villanueva de la Fuente und anderer Dörfer wie Albaladejo, Villahermosa und Montiel eine Protestaktion. Sie zogen mit umgedrehten Wasserkrügen

und Transparenten mit Aufschriften, auf denen »Wir haben Durst« und »Wir wollen unser Wasser« stand, zum Landgut des Herzogs. Es änderte sich nichts.

Längst überzeugt, dass ihr Durst wenig mit dem ausbleibenden Regen zu tun hatte, kippten die Bewohner von Villanueva am 15. August, einem Samstag, vier der Masten um, die Strom zum Herrengut führten. Am Sonntagmorgen, als sie sahen, dass die Arbeiter der Stromunion im Begriff waren, die Masten zu reparieren, stürzten sie die vier Masten abermals um, und neunzehn andere auch. »Wer war das?« »Wir waren es alle, Herr«, sagten sie. Etwa dreitausendfünfhundert Menschen lebten das ganze Jahr im Dorf, Mitte August waren es sehr viele mehr, doppelt so viele. Sie inszenierten ihr eigenes, unblutiges Fuenteovejuna: »Es gibt hier keinen Anführer, wenn es das ist, was Sie wissen wollen; wir sind das ganze Dorf, und wenn sich erwartungsgemäß herumsprechen sollte, dass Sie die Strommasten wieder aufstellen, werden wir alle wie eine Lawine anrollen und das verhindern, aber wir werden mit bloßen Händen kommen, ohne Waffen, wir wollen ja keine Gewalt, wir fordern nur das, was uns gehört: das Wasser«, sagte einer der Befragten auf dem Dorfplatz zu Luis Otero. Der Journalist war gekommen, um sich nach der Frau zu erkundigen, die ihre Kühe verkauft hatte. Eigentlich hieß sie Julia, aber in jenen Tagen fingen ihre Nachbarn an, sie Agustina de Aragón zu nennen. Sie war eine widerständige Alte, die andere mit ihren selbstgeschriebenen Liedchen ansteckte und sich damit zur Wortführerin und auch zur Chronistin des Dorfaufstandes machte.

Was ein Bewohner von Villanueva de la Fuente gegenüber *El País* sagte, fasst das Geschehen im Dorf zusammen: »Seit Gottes Zeiten gehörte das Wasser uns, bis dieser Mann die Bewässerung für seinen Mais baute«. Sie gaben dem Sohn des Herzogs die Schuld für ihren Durst, weil er ein paar Brunnen von fast hundertfünfzig Metern geschlagen hatte, die an ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem angeschlossen waren und allen das Wasser raubten. Auch den

Viehzüchter vom Hof daneben hatten sie im Visier. »Wir sagten: Klar gibt es Dürre, aber es sind die Landgüter, die den Quellen und den Seen von Ruidera Schäden zufügen«, erzählte Bürgermeister Juan Ángel Amador, der sich gleich zu Beginn seiner Amtszeit mit dem Wasserkrieg herumärgern musste. Sogar die Bereitschaftspolizei sei angerückt, es heißt, mit zweihundert Mann. Die protestierenden Anwohner konterten so gut, dass man den Wächtern applaudierte, als der Bürgermeister die Reparatur der Masten schließlich stoppte. Und dann führte der Fluss wieder Wasser. Und die Justiz gab ihnen Recht: Zwei Jahre später wurde bestätigt, dass am Grundwasserleiter Raubbau getrieben worden war.

In jenem Sommer trat die Bereitschaftspolizei noch in einem weiteren Dorf ins Rampenlicht. Während man sich in Villanueva dagegen gewehrt hatte, die Stromleitungen reparieren zu lassen, kletterten die Einwohner von Riaño (Provinz León) auf die Dächer ihrer Häuser und weigerten sich herabzusteigen. Es war der verzweifelte Kampf gegen eine Vertreibung, die sie nicht aufhalten konnten und die in der Überflutung ihres Dorfes und acht weiterer Dörfer der Gemeinde mit den Wassermassen des Stausees gipfelte, welcher der Bewässerung und der Stromerzeugung dienen sollte.

Die Pressebilder aus jenem Sommer illustrieren, dass die Dürstenden und die Ertrinkenden nicht selten eine gemeinsame Geschichte haben, sie sind zwei Seiten einer Medaille. In Villanueva stieg ein Kind aus Protest in ein ausgetrocknetes Flussbett hinab, im anderen Dorf stieg eines aufs Hausdach, um die Überflutung seines Dorfes zu stoppen. Beide wurden porträtiert.

Der Durst aber blieb, er kommt niemals nur auf Stippvisite; bald kehrte er mit einer neuen Dürre zurück. In Spanien und anderen Mittelmeerländern gibt es in jedem Jahrzehnt zyklische Dürreperioden, die meist drei oder vier Jahre andauern. Im Sommer 1992, als ganz Spanien entweder Siesta hielt oder hoffte, dass Miguel Induráin zum zweiten Mal die Tour de France gewann, dachten wir

in meinem Dorf Terrinches noch immer nur an Wasser, und an fast nichts sonst. An das ausbleibende Wasser, an das Wasser, das uns vertreiben könnte, wenn es noch knapper würde. Die Erwachsenen lebten damals am Rande der Verzweiflung, und da lernte ich Wasser so zu schätzen, wie man nur Dinge schätzt, die verloren gehen. Es wurde zu einem Wunder, das eine Zeit lang nur mit Hilfe von Tankwagen und den Händen meines Großvaters Norberto geschah. Noch heute stehen Tanks auf den Terrassen des Dorfes, falls sich das wiederholt.

Da mir die Abwesenheit von Durst heute normal erscheint, hüte ich die Erinnerungssplitter von damals, solche, die den eigentlichen Erinnerungen, in denen Wasser vorkam, vorausgingen. Es sind Szenen, die ihre Spuren hinterließen, weil Wasser normalerweise fehlte: Mein Großvater, in eine Höhle gezwängt, auf der Suche nach Wassertropfen, die er dann in eine Zisterne leitete, um den Gemüsegarten zu bewässern. Mein Großvater auf dem Weg vom Gemüsegarten zum Hof, um sich mit einer Schöpfkelle zu waschen. Das Wannenwasser, in das die ganze Familie stieg, weil man es mehrfach und bis zum letzten Tropfen nutzen musste. Fehlte nur noch, die Luft herauszupressen. Alles diente dazu, Wasser aufzufangen, das kaum vom Himmel fiel und das später manchmal als Schatz aufbewahrt wurde, auch wenn es zu fast nichts mehr zu gebrauchen war. Vielleicht habe ich deshalb ein so klares Bild von den Kaulquappen, die in einem Benzinkanister zur Welt kamen und sich dort vermehrten. Jene Dürre, die bis 1995 anhielt, ließ das Wasser in spanischen Stauseen auf bloße 15% schrumpfen und den gemauerten Brunnen, aus dem das Dorf seit Jahrhunderten getrunken hatte, versiegen. Während meine Nachbarn in ein anderes Dorf gingen und die Heiligen um Regen baten, erwogen andere, einen Eisberg mit Schleppschiffen zum Guadalquivir zu bringen, zu dessen Wassereinzugsgebiet Terrinches gehört, um die Wassermenge des Flusses zu erhöhen. Entweder das – oder ein Umzug in die nahe Provinz Sevilla. Die Idee, einen Eisberg zu verschleppen,

war nicht neu, das plante man inmitten einer Dürre fast zwei Jahrzehnte vorher schon in Benidorm.

Im Roman *Mondwind* erzählt Antonio Muñoz Molina von einem Jungen, der von der Landung des Menschen auf dem Mond fasziniert ist und in einem Dorf in Jaén lebt, so trocken wie meins und unweit entfernt. Pedro, der Onkel des Protagonisten, hat die absurde Idee, auf dem Hof eine Dusche zu installieren. »Bei uns kann man sich nur in einer abgeplatzten Emailleschüssel waschen, in die wir einen Eimer eiskaltes Wasser aus dem Brunnen gießen. Fließendes Wasser ist für uns ein ebenso ferner Traum wie regelmäßig und reichlich strömender Regen auf unserem trockenen Land«, heißt es dort. In Terrinches gab es einen Seher, der behauptete, eine Dusche auf dem Hof zu haben, obwohl niemand fließend Wasser im Hause hatte. Fast alles, was Muñoz Molina über diese abgeplatzte Schüssel auf dem Hof und den anderen Kram vom Durst erzählt, erinnere ich, als wäre ich selbst in jenem Hause aufgewachsen. Auch wenn die Geschichte dreißig Jahre früher und an einem anderen Ort spielt, ist es doch die Geschichte der Wannen und Kochtöpfe, die des Regens harrten und im Hof meiner Großeltern die Hühner ersetzten. Ich habe sogar Fotos von meinen ersten Alleine-Bädern, nicht etwa, weil das einen Meilenstein der kindlichen Entwicklung bedeutete, sondern weil es ein Luxus war, der verewigt werden musste wie Ereignisse, von denen niemand weiß, ob und wann sie sich wiederholen.

Mein Großvater war der Wasserverantwortliche des Dorfes. Er fegte nicht nur die Straßen, pflanzte Bäume, vermeldete Verstorbene und brach den Rosenkranz, der ihre Füße bis zur Bestattung zusammenhielt, sondern kümmerte sich auch um den Durst der Lebenden. Er stieg am frühen Abend eine Metallleiter hinab in die Unterwelt, drehte am Hahn einer Zisterne und stellte das Wasser im Dorf ab – und das war etwas Neues. Meistens begleitete ich ihn. Es dauerte, bis fließend Wasser in die Häuser von Terrinches kam. Nur die Figurinen von Don Quijote und der Jungfrau von Luciana

wurden in diesem Ort so verehrt wie der tönerne Trinkkrug, der Botijo, mit dem sie noch immer eine Dreifaltigkeit bildeten. An seinem altarähnlichen Platz wirkte der Krug imposant. Um keinen Tropfen seines Quellwassers zu verlieren, auch nicht an die Fliegen, stellte ihn meine Großmutter auf einen Teller und versah ihn mit einer maßgefertigten Häkelkappe an einem Band. Unsere Geschichte ist durch unsere Beziehung zum Wasser geprägt. In unserer Bindung daran aber lauert immer auch die Angst, dass es uns wieder verlässt.

Im Sommer 1992, trocken wie Dörrfisch, soll mein Großvater das Wasser im Dorf an manchen Tagen nur für eine halbe Stunde aufgedreht haben. Da musste man sofort duschen, Geschirr abwaschen, trinken. Manchmal blieb nicht einmal Zeit fürs Schnellprogramm der Waschmaschine. Und es waren meine Mutter und meine Tanten, die das Wasser an- und abstellten, während ihr Vater durchs Dorf lief und allen Bescheid gab. Ob es an der Eile jener Tage lag oder nicht: Ein halber kleiner Großvaterfinger blieb in der Tür des Speicherraums hängen, und jedes Mal, wenn Großvater mit seinem Taschenmesser Brot schnitt oder den Botijo zum Mund hob, sah ich seinen kleinen Fingerstumpen irgendwo dorthin zeigen, wo normalerweise das Dach oder ich waren. Wir witzelten über meine Großmutter, die sich nicht traute, die Waschmaschine zu benutzen, sie mit einer Häkelhaube abdeckte, um die Wäsche weiterhin von Hand zu waschen – mit ihrer eigenen Seife aus Öl und Natron. Heute weiß ich, dass der Kult um die Waschmaschine nicht nur auf der Angst beruhte, dass sie bei Benutzung explodieren oder kaputt gehen könnte.

Damals waren Privatvideos Mode, und im feuchten Teil Spaniens, jenem mit ausgeprägtem Kontinentalklima, filmte der bestürzt dreinschauende Paco Villalonga, wie sein Dorf Aceredo von Stauwasser geflutet wurde – mehr konnte er nicht mehr tun. Die Einwohner hatten sich im Rathaus verbarrikadiert und in Galicisch auf ihre Transparente geschrieben: »Wir sind im Hungerstreik; wir

haben die Würde, die der spanischen Regierung fehlt« und »Salto des Alto-Lindoso. Tod und Zerstörung von 200 Familien. Rechtsverletzung. Menschenrechte, erhört uns!«. Aber erhört wurden sie nicht. Als ich fünf war, wusste ich nichts von alledem, später erzählte mir Paco, dass er jedes Mal, wenn der Pegel des Stausees sank, zu den Ruinen seines Hauses lief, ein Sandwich aß und zusah, wie Wasser aus einem kleinen Brunnen sprudelte, den nicht einmal der Stausee, diese große Grabplatte aus stehendem Wasser, hatte stoppen können.

Auf meine Nachfragen, wie es unserem Dorf damals ergangen sei, erfahre ich, dass uns schließlich ein Viehzüchter (derselbe, den man in Villanueva beschuldigt hatte) Zugang zu einem seiner Brunnen gewährte, und dass das Dorf seit 1995 – und dank finanzieller Zuschüsse des staatlichen Straßenbauamts zu den nötigen Kanalisations- und Versorgungsarbeiten, damit das Wasser zwanzig Kilometer überbrücken und ankommen konnte – zum großen Teil von diesem Wasser lebt. Die Geschichte wird mit Dankbarkeit erzählt. Doch der Ende August jenes Jahres unterzeichnete Überlassungsvertrag schließt mit den Worten: »Die Genehmigung kann aus jedem beliebigen, nicht zu rechtfertigenden Grund aufgehoben werden, wann immer es für angebracht gehalten wird, es genügt die bloße Ankündigung gegenüber der begünstigten Gemeinde zwei Monate im Voraus, wobei die Gemeinde kein Recht auf Einspruch oder irgendeine Form von Entschädigung hat.« Der Durst eines Dorfes hängt demnach fast ausschließlich vom Willen eines einzigen Mannes ab, oder besser gesagt von etwas, was nicht existiert: dem Willen einer Aktiengesellschaft.

Unser Durst ist der historische – der Durst der Dörfer des trockenen Spaniens, das drei Viertel der Halbinsel einnimmt, auf der ich lebe und auf der ein mediterranes Klima vorherrscht, in manchen Gegenden ist es sogar das der Steppen und Wüsten – und jener unserer entferntesten Ahnen. Hier, in dieser Region von Kastilien-La Mancha, kommen wir nicht einmal auf die vierhundert

Liter pro Quadratmeter im Jahr, die dem Durchschnitt der gesamten autonomen Provinz entsprechen. Weggehen, weil es kein Wasser gibt; weggehen, weil Wasser kommt. Es ist ein Land der Durstigen und der vor Durst Ertränkten. Das ist die Geschichte, die in unseren Genen gespeichert ist und die wir vergessen, wenn wir den Wasserhahn aufdrehen. Aber sie kommt von früher, von weit her, und betrifft alle menschlichen Bewohner unserer Erde. Unsere Familie, unsere Gattung und unsere Art entstanden, als die Welt, als Ostafrika extreme Dürreperioden durchlief. Die ältesten Fossilien unserer Vorfahren wurden im Mittel- und Unterlauf eines afrikanischen Flusses, des Awash, gefunden; demnach entstanden auch die frühesten, von Trockenheit umgebenen Zivilisationen entlang von Flüssen. Durst führte im Laufe unserer Entwicklung zu bemerkenswerten Anpassungen des Stoffwechsels und der Anatomie, zu Innovationen, Revolutionen und Zusammenbrüchen. Auf den folgenden Seiten werden wir sehen, dass sich fast alles, was unsere Spezies ausmacht, während klimatischer, durch wechselnde Phasen von Feuchtigkeit und Trockenheit bestimmter Veränderungen herausbildete. Die x-te Klimakrise sollte uns also nicht verwundern: Wir sind deren Kinder. Vielleicht aber liegt in unserer Verwunderung eine gewisse Schuld.

Unsere Geschichte spielt im Känozoikum, einem Erdzeitalter, in dem sowohl unsere Vorfahren als auch fast alles, was uns bis heute ernährt, entstanden sind; sie beginnt zwar mit Lucy im Neogen, spielt aber hauptsächlich im Quartär, in dem wir uns noch heute befinden. Dieser Zeitraum umfasst zwei durch einen Klimawandel voneinander getrennte Epochen: das Pleistozän und das noch andauernde Holozän. In all dieser Zeit, über viele Millionen Jahre, gab es etliche trockene Kalt- und nasse Warmzeiten. Klimatische Zyklen gleichen Matrjoschkas. So kommt es, dass wir uns zwar in einer Phase der Erderwärmung befinden, die Erde aber seit etwa fünfzig Millionen Jahren kühler und trockener wird – ein Paradoxon, das die Leugnung des Klimawandels fraglos anheizt. Es

folgten Schwankungen, die zu wiederholten Störungen innerhalb dieser globalen Entwicklung führten. Vor 2,6 Millionen Jahren geriet die Welt in einen konstanten Rhythmus von Kaltzeiten und Warmzeiten, und in dieser Zeit entstand der Mensch. Seit elftausendsiebenhundert Jahren befinden wir uns im Holozän, in einer Warmzeit, die wiederum auch kalte Phasen hat. Kurz: Die Erde erwärmt sich und kühlt sich gleichzeitig ab, so seltsam das auch scheinen mag. Das liegt zum großen Teil daran, dass wir in die natürliche Dynamik, der unser Planet seit dem Neolithikum folgt, eingegriffen haben – besonders in den letzten dreihundert Jahren.

Einige der wichtigsten klimatischen Veränderungen, die in diesem Buch beschrieben werden, wurden zwar extraterrestrischen Ursachen wie der Explosion von Kometen oder der Abnahme der Sonnenflecken zugeschrieben, aber wir werden auch sehen, dass sie vor allem astronomische Ursachen haben, die mit der Position der Erde, ihrer Stellung zur Sonne, der Form ihrer Umlaufbahn und der Neigung der Erdachse zusammenhängen. Viele klimatische Veränderungen dieser Zeit hatten aber auch geologische Gründe, wie die Plattentektonik, Erdbeben, Vulkanausbrüche und Änderungen der Meeresströmungen. Einige dieser Ursachen wirken wechselseitig, denn unser Klimasystem hängt von etlichen Faktoren ab: von der Atmosphäre, die uns nicht nur atmen lässt, sondern mittels ihrer Treibhausgase eine Durchschnittstemperatur von fünfzehn Grad Celsius aufrechterhält; vom Treibhauseffekt, der – in seiner natürlichen Form – die von der Erde aufgenommene und die von ihr abgegebene Strahlungsenergie ausgleicht, den wir aber künstlich verstärkt und damit die Erderwärmung beschleunigt haben; von den Meeresströmungen, die durch ihre Wechselwirkung mit der Atmosphäre ihrerseits zu diesem Gleichgewicht beitragen; und schließlich von der Sonneneinstrahlung. Zu all diesen Faktoren müssen wir einen neuen Auslöser hinzufügen: uns und unser Handeln.

Das Klima hätte uns fast ausgerottet: Wir sind Nachkommen

der nur etwa 1300 Menschen, die die Kälte und Trockenheit vor weniger als zweihunderttausend Jahren überlebt hatten. Auch bei der letzten Eiszeit kamen wir nicht gut weg, obgleich wir Sapiens als einzige verschont blieben. Dennoch sollte es bis 1988 dauern, ehe der Klimawandel von der Politik aufgegriffen wurde. In jenem Sommer herrschten in den Vereinigten Staaten sengende Hitze und Trockenheit. Brände breiteten sich aus. Die Verzweiflung im US-Senat angesichts der unerträglichen Hitze brachte das Thema der globalen Erwärmung schließlich an die Öffentlichkeit. In Ländern wie Spanien dagegen war es noch lange verpönt, übers Wetter zu sprechen; es gilt noch immer als Smalltalk-Thema, etwa um die unangenehme Zeit mit Fremden in einem Aufzug zu überbrücken. Das Wetter aber, das uns so unbedeutend schien, war einer der Gründe, warum einige unserer Vorfahren an jenen Ort kamen, an dem wir geboren wurden, und deren Vorfahren – lange vorher – Afrika verlassen mussten.

Wir können das Klima ignorieren und seine Schwankungen leugnen, das wäre etwa so, als würden wir den gemeinsamen Urvorfahr LUCA (*Last Universal Common Ancestor*) leugnen, weil wir nicht von einem Bakterium abstammen wollen, als würden wir nicht akzeptieren, dass wir selbst Teil einer veränderlichen Natur sind. Klimawechsel begleiten uns seit jeher und waren uns Antrieb für Entwicklung, Migration, Neuerungen und Vermischung unserer Gene. Sie sind ein Teil von uns und wir sind ein Teil von ihnen. Die kognitive Wende legte den Grundstein für unsere heutige Freiheit. Aber Freiheit bedeutet auch Verantwortung. Die Kultur versprach uns – mit dem Segen der Natur – eine Unabhängigkeit, die grenzenlos schien. Aber das war sie nicht. Das Wetter spielt nicht *verrückt*; ziehen wir uns aus der Verantwortung, werden wir uns von der Freiheit nur weiter entfernen und uns noch verwundbarer machen. Das kann sogar zu einem Genozid führen, für den wir künftig werden Rechenschaft ablegen müssen, wie David Lizoain in seinem Buch *Crimen climático* warnt. Auch Pessimismus

nützt nichts, denn ein Pessimist ist ein Mensch, der beschlossen hat, nichts zu tun, um die Dinge zu ändern, weil sie sich – seiner Logik nach – ohnehin nicht ändern werden. Nur ein rationaler Optimismus, nicht der von Sprüchetassen, kann uns motivieren, mit unserem Willen – nicht mittels göttlicher Vorsehung – das zu reparieren, was wir zerstört haben. Es gibt kein Handeln ohne Hoffnung. Aber wir müssen so handeln, wie es bei den gut ausgegangenen Ereignissen in unserer Geschichte immer gemacht worden ist: gemeinsam. Dazu müssen wir zu unserem Artenbewusstsein zurückfinden, ohne dabei aus den Augen zu verlieren, dass wir mit der Natur eine Einheit bilden und dass wir nicht alle die Möglichkeit haben, denselben Fußabdruck zu hinterlassen bzw. ihn zu reduzieren.

Einem Bericht von CEDEX (Zentrum für Hydrographische Studien) zufolge deutet alles darauf hin, dass der humide Teil Spaniens, der einige der regenreichsten Gebiete Europas einschließt, auch dann feucht bleiben wird, wenn die Niederschläge zurückgehen, und dass der aride Teil Spaniens mit seinen trockensten Gebieten des Kontinents immer arider werden wird. Den Prognosen der Europäischen Umweltagentur nach wird die Iberische Halbinsel in den kommenden Jahren der trockenste Ort Europas sein. Unkontrollierte Bewässerung, Übernutzung der Grundwasserleiter, Bodendegradation und Landflucht in Verbindung mit einem Klimawandel, der zu immer massiveren und längeren Dürren führen wird, erhöhen das Risiko der fortschreitenden Wüstenbildung auf 75% der Halbinsel. Ich gehöre zu einer Generation, der langsam bewusst wird, dass sie möglicherweise bald wegziehen muss, wenn das trockene Spanien – und darauf deutet alles hin – im Laufe des Jahrhunderts zur Wüste wird. Für die dort Aufgewachsenen ist das eigentlich nichts Neues; meine gesamte Kindheit über träumte ich von einer Zukunft im grünen Norden, bevor ich ihn überhaupt kannte. Erst als ich dann hinzog, begriff ich, dass ich etwas idealisiert hatte, was nicht zu mir passte, und dass Trocken-